

## **Donnerkeile, Regenbogenschüsselchen und selbstgewachsene Töpfe**

Zur vorwissenschaftlichen Deutung prähistorischer Bodendenkmäler

Von Klaus Sippel

### **Der Beginn der Vorgeschichtsforschung**

Die systematische wissenschaftliche Erforschung der Vorgeschichte, jener Zeit also, aus der uns keine oder nur wenige Schriftquellen sondern nur stumme Denkmäler vorliegen, nahm in Mittel- und Nordeuropa ihren Anfang zu Beginn des vorigen Jahrhunderts. Man hat das Jahr 1807, natürlich mit Wissen um die Fragwürdigkeit eines solchen festen Datums, als das Geburtsjahr der Wissenschaft von der Vorgeschichte bezeichnet, jenes Jahr, in dem das Dänische Nationalmuseum in Kopenhagen und auf Initiative dessen Gründers R. N y e r u p die Kommission zur Erhaltung von Altertümern ins Leben gerufen wurden<sup>1</sup>.

Den Beginn der Vorgeschichtsforschung im Hessischen sieht man indes bereits in der Regierungszeit des Landgrafen K a r l (1677—1730), der eine 1709 durchgeführte Grabung an mehreren Hügelgräbern auf der Mader Heide bei Gudensberg veranlaßt hatte, deren Funde 1714 von J. H. S c h m i n c k e publiziert und kritisch gedeutet wurden<sup>2</sup>. Doch blieben die vorgeschichtlichen Forschungen trotz mehrerer theoretischer wissenschaftlicher Untersuchungen weiterhin nur das Mittel zum Zwecke der Bereicherung der fürstlichen Kuriositäten- und Raritätenkabinette, in denen man alles zu sammeln pflegte, was merkwürdig und rar war.

So begann im ehemaligen Kurhessen die eigentliche Vorgeschichtsforschung auch erst in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und zwar mit der Gründung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde 1834, der die staatlich anerkannte Sammelstelle für vorgeschichtliche Funde wurde, bis das Kasseler Museum Fridericianum 1868 unter der Leitung von E. P i n d e r diese Rolle der Zentralsammelstelle prähistorischer Funde übernahm<sup>3</sup>. Auch im Fuldaer Land hatte, lange vor J. V o n d e r a u s Tätigkeit, die Vorgeschichtsforschung frühzeitig begonnen und zwar mit der Ausgrabung mehrerer Hügelgräber durch den Fuldaer Arzt J. S c h n e i d e r , der die Ergebnisse seiner Unternehmen in

1 Hans Jürgen E g g e r s : Einführung in die Vorgeschichte; München <sup>2</sup>1974; S. 10 f. u. 32.

2 Johann Hermann S c h m i n c k e s und Johannes Ö s t e r l i n g s Dissertation über die Graburnen und Steinwaffen der alten Chatten vom Jahre 1714. 250 Jahre Vorgeschichtsforschung in Kurhessen, hrsg. v. Wilhelm Niemeyer; Marburg 1964 (= Kurhessische Bodenaltertümer 4).

3 Hans M ö b i u s : Geschichte und Aufgaben der Vorgeschichtsforschung im ehemaligen Kurhessen; in: Hessenland 42, 1931, S. 257—263; erneut in: Studia Varia. Aufsätze zur Kunst und Kultur der Antike mit Nachträgen von Hans Möbius, hrsg. v. Wolfgang Schiering; Wiesbaden 1967; S. 150—161; S. 152.

der von ihm seit 1826 herausgegebenen, allerdings nur kurzlebigen Zeitschrift „Buchonia“ dokumentiert hatte<sup>4</sup>.

Die prähistorischen Forschungen des 19. und 20. Jahrhunderts haben schließlich dazu geführt, daß man heute in den wesentlichen Fragen der Datierung von Funden und Kulturen klarsieht, und man auch weitgehend imstande ist, die historische Deutung von Bodenfunden zu leisten. Für den Fachmann ist es heute selbstverständlich, daß er vorgeschichtliche Denkmäler, seien es bewegliche oder unbewegliche, als solche erkennt, und auch der interessierte Laie wird heute wohl kaum ein jungsteinzeitliches Arbeitsgerät als einen vom Blitz auf die Erde herabgeschleuderten Gegenstand ansehen, ebensowenig wie er eine kleine keltzeitliche Goldmünze als Tropfen von einem Regenbogen oder eine Graburne als einen in der Erde selbstgewachsenen Topf deuten wird. Daß entsprechende phantasievolle Auffassungen hier und da noch vertreten werden, ist hinlänglich bekannt, doch sie sind als falsch erwiesen, und da, wo man solchem Irrtum noch aufsitzt, geschieht es nicht mehr mit jener Hartnäckigkeit und in jener weiten Verbreitung, wie dies vor mehreren Jahrhunderten, gelegentlich auch noch vor mehreren Jahrzehnten der Fall war. Denn falsche Deutung vorgeschichtlicher Funde entspringt heute nicht mehr einer allgemeinen, mit dem Aberglauben vermengten Unwissenheit sondern nur der Unwissenheit des Einzelnen.

### Die vorwissenschaftliche Prähistorie

Während des hohen und späten Mittelalters und der frühen Neuzeit waren jene, uns heute phantastisch anmutenden Vorstellungen, die man mit Überresten aus vorgeschichtlicher Zeit verband, die einzigen und daher von jedermann vertretenen Erklärungen, die man für die Entstehung von Graburnen, steinzeitlichen Werkzeugen oder anderen Funden geben konnte — vorausgesetzt, daß uns die Quellen, aus denen wir von den Auffassungen jener Zeit wissen, richtig informieren. Ansichten, die wir heute als richtig bestätigen könnten, kennen wir, soweit ich sehe, aus jener Zeit nicht, sind indessen auch gar nicht zu erwarten, betrachtet man die Voraussetzungen, unter denen die Gewinnung von Erkenntnis stattfand.

Im Mittelalter pflegte man die Antwort auf jegliche Frage in erster Linie in der Bibel zu suchen und zu finden<sup>5</sup>. Ging es um die Entstehung des Menschengeschlechts, so genügte der Verweis auf die biblische Schöpfungsge-

4 Josef S c h n e i d e r : Über einige altdeutsche Grabhügel, entdeckt und eröffnet in verschiedenen Gegenden um Fulda; in: Buchonia, eine Zeitschrift für vaterländische Geschichte, Alterthumskunde, Geographie, Statistik und Topographie 1, 1826, Heft 2, S. 152—176 und 4, 1829, Heft 2, S. 61—82. — Schneider berichtet hier über „Zufälliges Auffinden der ersten vier buchischen Hünen-Gräber . . . von Oekonom David Weber 1821 im Felde zwischen Nonnenroda und Harmerz“ und über „Absichtliches Aufsuchen und Eröffnen von dreizehn germanischen Grabstätten . . . 1826 unweit des Tretzhof am Schiebberge“.

5 Zum Folgenden Albert M e n n u n g : Über die Vorstufen der prähistorischen Wissenschaft im Altertum und Mittelalter; Schönebeck a. d. Elbe 1925 (= Veröffentlichungen der Gesellschaft für Vorgeschichte und Heimatkunde des Kreises Calbe 1); S. 17 ff.; Paul Hans S t e m m e r m a n n : Die Anfänge der deutschen Vorgeschichtsforschung. Deutschlands Bodenaltertümer in den Anschauungen des 16. und 17. Jahrhunderts; Leipzig 1934; S. 7 ff.; Hans G u m m e l : Forschungsgeschichte in Deutschland; Berlin 1938 (= Die Urgeschichtsforschung und ihre historische Entwicklung in den Kulturstaaten der Erde 1); S. 1.

schichte, die als vollwertige historische Quelle für die früheste Zeit angesehen wurde; fragte man nach der Entstehung der verschiedenen Völker und Kulturen, so gewährte die Erzählung vom Turmbau zu Babylon und seinen Folgen die nötige Auskunft. Und da in der Bibel nirgends von Ausgrabungen und Funden die Rede ist, so blieb auch deshalb dieses Feld während des Mittelalters unbeackert.

Gab die Bibel keine Auskunft, so zehrte man von dem Wissen, das aus der Antike ins Mittelalter hinübergerettet worden war. Vor allem bei den Fragen der Beurteilung des Donnerkeiles, der uns sogleich beschäftigen wird, war dies der Fall: man übernahm von **P l i n i u s**, was dieser von solchen Steinen zu sagen gewußt hatte und vermittelte so dem nächsten Jahrtausend die alten Irrtümer.

Im 15. und 16. Jahrhundert erreichte sodann die Wiederbelebung antiken Wissens ihre Hochblüte, gleichzeitig führte der Blick heraus aus der mittelalterlich-scholastischen Enge. Doch Archäologie und Vorgeschichtsforschung blieben ungeboren, trotz einiger Grabungen an römischen Altertümern Süddeutschlands und an Megalith- und Hügelgräbern Mecklenburgs im Jahre 1520<sup>6</sup>. Weitere, doch vereinzelt Unternehmen dieser Art folgten in den nächsten 200 Jahren, doch der Aufschwung der neuen Disziplin deutete sich erst im Zeitalter der Aufklärung an — die hessische Grabung auf der Mader Heide sei erinnert — und erfolgte dann zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, in der romantischen Epoche. Seitdem sind weitgehend alle älteren Auffassungen über vorgeschichtliche Denkmäler hinfällig geworden, manche lebten jedoch gleichsam unbeeinträchtigt von den neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen fort, viele noch bis vor wenigen Jahrzehnten, so vor allem der weitverbreitete Glaube an die magische Kraft des Donnerkeils. Der Nährboden aber, in dem solche Mär gedieh, war der Aberglaube.

### **Donnerkeile**

Steinäxte und -beile, die in der Steinzeit hergestellt und gebraucht worden waren, hatten seit jener Zeit, als sich die Kunst der Herstellung von Waffen und Werkzeuge aus Bronze und später aus Eisen durchgesetzt hatte, zwar ihren einstigen Wert als praktische Gebrauchsgegenstände weitgehend verloren, ausgedient aber hatten sie eigentlich nie, wenn sie auch während der späteren Jahrtausende zu ganz anderem Zwecke benutzt wurden als einst geplant. Ihre Weiterverwendung in mittelalterlicher, neuzeitlicher und selbst noch moderner Zeit beruhte darauf, daß man diesen glatten, merkwürdig geformten und oftmals durchlocherten Steinen magische Kräfte zuschrieb, die all das bewirken sollten, was nicht in menschlicher Macht stand.

Da man sich im allgemeinen vorstellte, diese Steine würden beim Gewitter vom Blitz auf die Erde herabgeschleudert, wurden sie schon früh „Donnerkeile“ genannt, welche Bezeichnung heute auch als wissenschaftlicher terminus für neolithische Steingeräte gebräuchlich ist, die vermutlich oder erwiesenermaßen in neuerer Zeit kultischem Zwecke gedient haben.

6 **M ö b i u s** (wie Anm. 3) S. 150; **G u m m e l** (wie Anm. 5) S. 10.

Zum erstenmal wird der Donnerkeil in der 37 Bände umfassenden „Naturalis Historia“ des Plinius Secundus, des Älteren, im Jahre 77 n. Chr. als „ceraunia“ erwähnt<sup>7</sup>; Plinius hat sein Werk nach eigenen Angaben aus mehr als 2000 Bänden von über 1000 älteren Autoren zusammengestellt, seine Ausführungen über die Keraune offenbar von griechischen Autoren übernommen und das griechische „keraunós“ (= einschlagender Blitz) latinisiert. Unter anderem erwähnt Plinius, daß diese Steine bei Magiern begehrt seien und nur an solchen Stellen gefunden werden, wo der Blitz eingeschlagen habe. Die Auffassung, daß die Keraunen oder Donnerkeile vom Blitz auf die Erde herabgeschleudert werden, hielt sich dann im Abendland etwa anderthalb Jahrtausende lang, erst im 18. Jahrhundert wird dieser Irrtum korrigiert — von dem eingangs erwähnten J. H. Schmincke, worauf zurückzukommen sein wird.

Im Volksglauben hielt man später dafür, daß die Donnerkeile, nachdem sie sieben oder neun Klafter tief in die Erde gefahren seien, in jedem Jahr wieder etwas emporsteigen würden; im siebenten Jahr aber seien sie so dicht unter der Oberfläche angekommen, daß ein Hahn sie ausscharren könne<sup>8</sup>. Aus dem 17. Jahrhundert stammt noch folgender gelehrte Versuch, die natürliche Entstehung der Donnerkeile zu erklären:

„Der Keil entsteht aus der Materie, die mit den Dünsten in die Luft gezogen und daselbst durch die Kraft des Versteinerungsgeistes in einen harten Stein verhärtet und verwandelt wird. Diese Materie ist irdisch klebricht, grob und schweflicht, aber meist herrührend aus den metallischen Dünsten, die der Versteinerung am meisten fähig sind. Solchergestalt hat man gemerket, daß die Wolken, daraus ein Wetterkeil erzeugt worden, insgemein grünlich, tief und schwarz erscheinen, denn eine solche Wolke ist voll Schwefels und irdischen Dunstes. Der Keil selber ist so hart wie Eisen, hat nicht allemal einerlei Gestalt und soll, nachdem er seinen Schlag verrichtet, hernach großen Nutzen in der Arzeney haben.“<sup>9</sup>

Und noch von 1775 stammt der ernsthafte Versuch eines Zeitungsschreibers, die heilende Wirkung des Donnerkeils zu erklären. Im Anschluß an eine Notiz von der Heilung einer durch Zahnschmerz geschwollenen Wange durch Bestreichen mit einem Donnerkeil liest man:

„Es scheint wahrscheinlich zu sein, daß, wenn der Blitz in die Erde fährt, er diesen Stein sehr stark berührt. Da nun die Materie dieses Blitzes elektrisch und auch zugleich magnetisch ist, so ist dieser Stein, bestrichen von dieser Materie, eigentlich magnetificieret, und äußert also dieselbe Wirkung, wie in ähnlichem Fall der künstliche Magnet äußert.“<sup>10</sup>

7 M e n n u n g (wie Anm. 5) S. 10 ff. — Nur am Ende sei vermerkt, daß auch die oft zu findenden versteinerten Schwanzenden der tintenfischartigen Belemniten („Rostren“; gelegentlich auch wie das ganze Tier „Belemnit“ genannt) als Donnerkeile (oder auch „Teufelsfinger“ o. ä.) bezeichnet werden.

8 O l b r i c h : Donnerkeil; in: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, hrsg. v. Hanns Bächtold-Stäubli, Bd. 2; Berlin und Leipzig 1929/30; Sp. 325—331; Sp. 326.

9 So H a p p e l i u s in seiner „Kleinen Weltbeschreibung“; Zitat nach Richard A n d r e e : Die prähistorischen Steingeräthe im Volksglauben; in: Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien 22, 1882, S. 111—115; S. 111; u. d. T. „Der Donnerkeil“ auch in D e r s . : Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Neue Folge; Leipzig 1889; S. 30—41; S. 31.

10 Königlich-privilegierte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen 1775, Nr. 63; Zitat nach A. M ö l l e r : Nicht alles war Aberglaube; in: Der Spatenforscher 1, 1936; S. 43.

□ Doch wurde der Donnerkeil nicht nur und auch nicht in erster Linie gegen Zahnschmerz eingesetzt. Stellt man eine Häufigkeitsliste der verschiedenen Verwendungsmöglichkeiten dieses Steines, die sich belegen lassen, zusammen, so steht an erster Stelle die Eigenschaft des Donnerkeils, Blitzgefahr abwehren zu können. Zu diesem Zwecke hängte man ihn oft oben im First der Scheune an einen Nagel oder klemmte ihn zwischen Ziegel und Dachsparre; gelegentlich findet man ihn dort heute noch. Oder man holte bei aufziehendem Gewitter den besten Keil, der im Hause war, hervor und legte ihn auf den Tisch; die in Andacht still um ihn herumsitzende Familie verharrte so lange, bis das Unwetter gnädig vorübergezogen war — eine Gepflogenheit, die hier und da noch in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts gang und gäbe war<sup>11</sup>. In Masuren dagegen pflegte man es anders zu halten — wie ja die Formen des Brauchtums an jedem Ort und zu jeder Zeit anders sind, wenn auch oft nur in Nuancen: hier steckte man beim Gewitter den Finger durch das Schaftloch des Donnerkeils, drehte ihn unter dem Sprechen einiger Zauberworte dreimal herum und warf ihn sodann mit aller Kraft gegen die Stubentür<sup>12</sup>.

□ Der Gedanke, der der Verwendung des Donnerkeils als Blitzschutz zugrunde liegt, ist der einer geheimnisvollen Sympathie zwischen den Dingen und Kräften des Alls. Es handelt sich in diesen Fällen um Analogiezauber, basierend auf dem Grundsatz „*similia similibus*“ („Gleiches zu Gleichem“): der als vom Blitz auf die Erde herabgeschleudert angesehene Keil wird umfunktioniert, so daß ihm künftig die Aufgabe des Blitzabwehlers zukommt<sup>13</sup>.

□ Doch nicht nur blitzabwehrender Analogiezauber wurde mit dem Donnerkeil betrieben, seine Verwendungsmöglichkeiten waren vielmehr mannigfaltig und sind heute kaum noch vollständig zu überblicken. Die Fülle der Literatur zum Donnerkeil<sup>14</sup> zeigt, daß es wohl kein Leid und kein Ungemach gab, gegen das seine magische Kraft nicht erfolgversprechend war. So mischte man nicht selten einen Donnerkeil unter das Futter von Ferkeln und Kälbern — „Dann gedeiht das Jungvieh besser“, war die Erklärung eines Bauern für solches Tun<sup>15</sup> —, man legte beim Bau von Haus und Stall einen Donnerkeil ins Fundament, oder — was in vielen Fällen bezeugt ist — man hängte eine Steinaxt in den Schornstein: böse Geister, die sich etwa auf diesem Wege ins Haus einschleichen wollten, sollten durch den Donnerkeil abgewehrt werden. Und noch zu Beginn des deutsch-französischen Krieges 1870 verlangten viele deutsche Soldaten in den Apotheken Donnerkeile, die sie gegen feindliche Kugeln schützen sollten<sup>16</sup>.

11 W. B a r n e r: Von Kultäxten, Beilzauber und rituellem Bohren; in: Die Kunde N. F. 8, 1957, S. 175—186; S. 182 f.

12 O l b r i c h (wie Anm. 8) Sp. 327.

13 Vgl. Wörterbuch der deutschen Volkskunde; Stuttgart <sup>3</sup>1974, bearb. v. Richard und Klaus B e i t l; s. v. *similia similibus* und s. v. Donnerkeil.

14 Vgl. die Masse der Literaturhinweise bei O l b r i c h (wie Anm. 8) Sp. 328 ff., daneben die von G u m m e l (wie Anm. 5) S. 1 Anm. 4 genannte Literatur; die neueste Arbeit, die sich mit dem Donnerkeil befaßt, ist Gerhard M i l d e n b e r g e r: Verschleppte Bodenfunde. Ein Beitrag zur Fundkritik; in: Bonner Jahrbücher 169, 1969, S. 1—28.

15 B a r n e r (wie Anm. 11) S. 177.

16 O l b r i c h (wie Anm. 8) Sp. 327.

Auch bei mancherlei Schmerz und Krankheit versprach man sich vom Donnerkeil Linderung und Heilung — bei Mensch und Vieh gleichermaßen. Man bestrich die schmerzende Stelle mit dem Stein, ließ den Kranken davon abgeschabtes Pulver einnehmen oder verabreichte eine Flüssigkeit, in die man den Stein zuvor eingetaucht hatte. Aus Hessen ist darüberhinaus die Gepflogenheit berichtet worden, daß man Donnerkeile auch als Geburtshelfer einsetzte: man gab ihn der Kreißenden in die Hand, damit die Geburt des jungen Erdenbürgers ohne Gefahr und viel Umstände vonstatten gehe<sup>17</sup>. Auch auf dem Felde tat er gute Dienste. Beim Säen trug man ihn zwischen der Saatfrucht im Saattuch, auch wurden die Steine, was gelegentlich bezeugt ist, im Acker vergraben — zum Schutz und besseren Gedeihen der Saat.

Dieser Umstand, ebenso wie die einst allgemeine Beliebtheit und weite Verbreitung der Donnerkeile hat für die Vorgeschichtsforschung weitreichende Konsequenzen, die allzuoft übersehen werden. Denn jede Steinaxt und jedes Steinbeil, das nicht in eindeutiger Lage gefunden wird, kann in späterer Zeit als Donnerkeil gebraucht und von weither verschleppt worden sein. Folglich sollte kein Fund sofort als Zeugnis für eine neolithische Begehung oder Besiedlung des Fundgebietes angesehen werden, sofern nicht eindeutige neolithische Siedlungs- oder Bestattungsreste nachgewiesen werden können. Denn mit Donnerkeilen wurde schwunghafter Handel getrieben, und auch Gebiete, die in der Jungsteinzeit nicht besiedelt waren und in denen man die Geräte nicht ohne weiteres auf den Äckern finden konnte, wurden ausreichend mit Donnerkeilen versehen. Hier „versorgten wandernde Händler, Schirmflicker und Karussellbesitzer insbesondere die ländliche Bevölkerung mit den begehrten Steingeräten. Ferner gab es auf Jahrmärkten Donnerkeile zu kaufen.“<sup>18</sup> Man darf wohl davon ausgehen, daß in einem mittelalterlichen oder neuzeitlichen Haushalt stets ein solcher Stein vorhanden war und Verehrung als Donnerkeil genoß, wie es für Rheinhessen und Rheinpfalz glaubhaft gemacht worden ist<sup>19</sup>. Dort wurden sogar in einem Hause in den Winkeln zwischen Balken und Dachsparren zusammen etwa 40 solcher Donnerkeile gefunden<sup>20</sup>.

Der Glaube an die magische Kraft der glatten Steine war also offenbar überall Bestandteil des mittelalterlichen und neuzeitlichen Lebens — zur Freude der Volkskundler, doch zum Ärger der Prähistoriker. Besonders bei Funden, die in Ortslagen gemacht werden und bei denen neolithische Begleitfunde fehlen, wird man mit gutem Grund skeptisch sein und allzu weitgehende Interpretation des Fundes zurückstellen. Das gleiche gilt bei Steingeräten, die als Einzelstücke auf dem freien Feld gefunden werden. Sie können, wie erwähnt, einst im Acker vergraben, können dort weggeworfen worden sein, als man sie nicht mehr benötigte, können aber auch Überrest einer mittelalterlichen Wüstung sein. Die Erklärungsmöglichkeiten sind vielfältig.

17 H. Kaufmann: Vorgeschichtliche Steinwerkzeuge im Volksglauben; in: Der Spatenforscher 1, 1936, S. 29—35; S. 34; Barner (wie Anm. 11) S. 176; Olbrich (wie Anm. 8) Sp. 328.

18 Gerhard Mildenerger: Zur Frage der neolithischen Besiedlung der Mittelgebirge; in: Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte 43, 1959, S. 76—86; S. 85.

19 Andree (wie Anm. 9) S. 112 bzw. 32.

20 Mildenerger (wie Anm. 14) S. 11.

Das offizielle Ende des Donnerkeil-Aberglaubens kam mit der Aufklärung. In mehreren Schriften aus den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts werden die Steingeräte bereits richtig als Waffen angesprochen, doch erst J. H. S c h m i n c k e hat 1714 den ausführlichen Beweis für die Richtigkeit der neuen Auffassung angetreten und zwar mit Hilfe völkerkundlicher Parallelen. In Kapitel 28 seiner eingangs bereits erwähnten Abhandlung heißt es ins Deutsche übertragen:

„Sollte aber dennoch jemand bestreiten, daß diese Steine den Germanen als Waffen dienten, so möge er zu den Eingeborenen von Louisiana und anderen wilden Völkern Nordamerikas gehen, die noch heutzutage angespitzte Steine als Messer und Waffen benutzen, wie mir viele Augenzeugen berichtet haben.“<sup>21</sup>

Die gelehrten Federn folgten schließlich dieser Neueinschätzung der alten Steine, die einen früher, die anderen später. 100 Jahre später hat sie sich in Fachkreisen durchgesetzt. Im Volk dagegen lebte der phantastische Donnerkeil-Aberglaube munter weiter, bis weit in unser Jahrhundert hinein. So hatte denn die Forschung eine zeitlang die Möglichkeit, die verschiedenen Erscheinungen des noch lebendigen Axt- und Beilzaubers zu studieren und zu dokumentieren, wovon besonders in den 1920er und 1930er Jahren reichlich Gebrauch gemacht wurde. Heute hat sich das Interesse für den Donnerkeil gewandelt; der Blickwinkel, unter dem er heute vornehmlich gesehen wird, ist der des Vorgeschichtlers, der dem Problem der Fundverschleppung nachzugehen sucht. Die beiden genannten Arbeiten von G. M i l d e n b e r g e r zeigen dies deutlich. Das volkskundliche Interesse ist demgegenüber geschwunden, fehlt doch die Aktualität. Denn mit dem Glauben an die Nützlichkeit der Donnerkeile scheint es heute endgültig ein Ende zu haben.

### Regenbogenschüsselchen

Das farbenprächtige Schauspiel des Regenbogens hat stets beeindruckt. So nimmt es nicht wunder, daß sich zahllose mythische und volkstümliche Erklärungen für seine Entstehung angesammelt haben und daß im Volksglauben viele Dinge mit dem Regenbogen in ursächlichen Zusammenhang gebracht wurden<sup>22</sup>.

Grundlage des ehemals weitverbreiteten Glaubens, daß ein über den Regenbogen geworfener Hut mit Gold gefüllt zur Erde niederfallen würde, oder daß ein Stück Eisen, Blei oder anderes gemeine Metall sich in Gold verwandele, wenn man es in den Regenbogen werfe, war die Vorstellung vom Regenbogen als Schatzspender und Schatzhüter. Dem entspricht der Glaube, daß man die kleinen schüsselartigen keltischen Goldmünzen, die man häufiger in Süddeutschland, gelegentlich aber auch in Hessen finden kann<sup>23</sup>, ebenfalls mit dem Regenbogen in Verbindung brachte. Es handelt

21 Wie oben Anm. 2, S. 30; vgl. auch die Erläuterung des Herausgebers S. 64.

22 S t e g m a n n : Regenbogen; in: Handwörterbuch (wie Anm. 8), Bd. 7; Berlin und Leipzig 1935/36; Sp. 586—597; zum Folgenden vgl. ebd. Sp. 591 f.

23 Genannt sei der Schatz von Mardorf, südlich von Amöneburg, Kr. Marburg-Biedenkopf, wo 1880 etwa 200 Regenbogenschüsselchen gefunden wurden (vgl. zuletzt Irene K a p p e l : Der Münzfund von Mardorf und andere keltische Münzen aus Nordhessen; in: Germania 54, 1976, S. 75—101).

sich dabei um, wie man weiß, antiken Vorbildern nachempfundene Münzen der späten Latènezeit. Sie zeigen oft auf der Vorderseite einen zu einem Kreis zusammengekrümmten Drachen und auf der Rückseite einen Torques sowie einige Kugeln, jüngere Stücke dann oft nur einen Drachen- oder Vogelkopf, einen einfachen Kranz oder auch einen Stern oder ein Kreuz. Diese Zeichen beflügelten den ohnehin nicht untätigen Geist späterer Generationen, die die Stücke nicht mehr als Münzen erkannten.

So meinte man lange Zeit, dort, wo ein Regenbogen die Erde berühre, ließen die Engel die goldenen Schüsselchen herniederfallen, oder aber, sie seien vom Regenbogen abgetropft. Anderen Auffassungen zufolge steht der Regenbogen dort, wo er die Erde berührt, in den kleinen Schüsselchen, um nicht schmutzig zu werden. In Tirol hielt man dafür, daß ein unter das Ende des Regenbogens gehaltener Hut mit Gold gefüllt werde, doch nur, wenn er mit der Öffnung nach oben gerichtet sei; liege der Hut aber mit seiner Öffnung nach unten auf der Erde, so dürfte man ihn nicht mehr wegnehmen, denn sofort würden sich giftige Schlangen unter ihm angesammelt haben. In Schlesien dagegen hieß es, ein nackter Mann könne den Schatz heben, der dort begraben liege, wo der Regenbogen auf die Erde stößt. Diesen verschiedenen Varianten gemeinsam ist die Überzeugung, daß am Fuße des Regenbogens große Schätze zu finden seien. Die Erklärung für solche Annahme liegt nahe: nach dem Regen, beim Erscheinen des Regenbogens, blinken, besonders auf frisch gepflügtem oder geeegtem Feld, die kleinen Münzen im Sonnenlicht und werden daher zu diesem Zeitpunkt besonders häufig entdeckt.

Ein gefundenes Regenbogenschüsselchen aber wurde keineswegs immer als willkommene Bereicherung der Geldkasse angesehen, vielmehr hütete man sich, es zu versetzen; selbst für den höchsten Preis solle man es nicht verkaufen, hieß es, denn das Regenbogenschüsselchen bringe dem, der es besitzt, Glück und Segen, ebenso dem Hause, in dem es aufbewahrt werde. Verliere oder verkaufe man es, so weiche das Glück.

Auch allerhand Heilwirkungen werden ihm zugeschrieben. In ein Getränk gelegt, war dieses ein fiebersenkendes Mittel; bei schweren Geburten schabte man etwas von dem Schüsselchen ab und verabreichte es der Gebärenden; als Amulett getragen, schützte es vor Krämpfen, und in Franken schüttete man Muttermilch in das Schüsselchen und träufelte sie daraus kranken Kindern in den Mund. Schließlich galt das Regenbogenschüsselchen, ähnlich wie der Donnerkeil, als Schutz gegen Blitzgefahr<sup>24</sup>.

Nach O. P a r e t läßt sich die Bezeichnung Regenbogenschüsselchen seit 1610 nachweisen, sei jedoch wahrscheinlich schon im Mittelalter gebräuchlich gewesen<sup>25</sup>. Man wird also auch hier davon ausgehen müssen, daß viele keltenezeitliche Münzen verschleppt wurden. Das gilt sicherlich für solche aus großen Hortfunden, die selten geschlossen erhalten blieben; Einzelfunde dürften indessen vielfach am Ort geblieben sein — eben aufgrund des sorgfältigen abergläubischen Bewahrens. Eine Untersuchung über das mögliche Ausmaß der Verschleppung dieser Münzen liegt, soweit bekannt, nicht vor, doch hat G. M i l d e n b e r g e r am Beispiel römischer Mün-

24 Osacar P a r e t: Die Anfänge der Urgeschichtsforschung in Württemberg; in: Württembergische Vierteljahresschrift für Landesgeschichte N. F. 35, 1929, S. 1—37; S. 26.

25 Ebd.

zen gezeigt, daß solche keineswegs nur in Gebieten gefunden werden, die in der Kaiserzeit besiedelt waren, sondern auch dort, wo eindeutige Siedlungsanzeiger aus den ersten drei nachchristlichen Jahrhunderten fehlen<sup>26</sup>.

### Selbstgewachsene Töpfe

Während den steinzeitlichen Werkzeugen ein Ursprung aus der Höhe nachgesagt wurde, war andererseits der Glaube weit verbreitet, daß die vorgeschichtlichen Tongefäße, die man im Boden fand, aus der Tiefe der Erde emporgewachsen seien. Die erste Nachricht von solcher Auffassung findet sich im ersten, etwa 1455/60 geschriebenen Buch der „Historica Polonica“ des polnischen Geschichtschreibers und späteren Erzbischofs Jan Dlugosz, latinisiert Johannes Longinus genannt:

„Durch zwei Erscheinungen ist das Gebiet der Polen wunderbar und staunenerregend . . . Die Eine besteht darin, daß auf den Feldern des Dorfes Nochow, nahe der Stadt Szem (d. i. Schrimm a. d. Warta) in der Diözese Posen, ebenso im Dorfe Kozielsko im Bezirk Patuki, dicht bei der Stadt Lekno, allerlei Töpfe unter der Erde entstehen und zwar ohne menschliches Zutun. Sie sind verschieden geformt und ähnlich denen, die die Menschen in Gebrauch haben. Zwar sind sie zart und weich, während sie noch in ihrem Geburtsnest unter der Erdscholle liegen, werden aber, sobald man sie herausnimmt, durch Wind und Sonne hart und fest und zeigen sich in ihren verschiedenen Formen und Größen ganz so wie die vom Töpfer hergestellten. Was ich für noch merkwürdiger halte, ist, daß ihre natürliche Entstehung und ihr Wachstum niemals bemerkt worden sind und daß man auch kein Auseinanderklaffen der Erdschollen je beobachtet hat.“<sup>27</sup>

Sebastian Münster hat diese Stelle den Ausführungen über die selbstgewachsenen Töpfe in seiner „Cosmographie“ von 1544 zugrunde gelegt; mit der weiten Verbreitung dieses Werkes, das zahlreiche Auflagen erfuhr und in seiner Zeit und noch lange darüber hinaus als das Handbuch des Wissens schlechthin galt, verbreitete sich auch die Mär von den selbstgewachsenen Töpfen<sup>28</sup>.

Doch glaubte im 16. Jahrhundert keineswegs jedermann daran. Vor allem die Mineralogen dieses Jahrhunderts sahen, daß es mit den Töpfen andere Bewandnis hatte. So schrieb 1546 der ausgezeichnete Geologe und Bergwerkskenner seiner Zeit, Georg Agricola, in seinem Werk „De Natura Fossilium“:

„Der unwissende Haufe in Sachsen und in der Niederlausitz glaubt, dass sich diese Flaschen innerhalb der Erde erzeugt haben; der thüringische, dass sich ihrer die Affen bedient haben, welche ehemals den ausgehöhlten Seeberg bewohnet. Bey Lichte betrachtet sind es Urnen, worin die alten Germanen, dem Christenthume noch nicht zugewandt, die Asche der verbrannten Leichname aufbewahrten.“<sup>29</sup>

26 Mildenerger (wie Anm. 14) S. 15 ff.

27 Übersetzung nach Mennung (wie Anm. 5) S. 40 und Leonhard Franz: „Selbstgewachsene“ Altertümer; in: Wiener prähistorische Zeitschrift 18, 1931, S. 10—21; S. 11f.

28 GummeI (wie Anm. 5) S. 11; Mennung (wie Anm. 5) S. 40 f.

29 Zitat nach Hans Heß von Wichdorff: Über die ersten Anfänge vorgeschichtlicher Erkenntnis im Ausgange des Mittelalters. Ein Beitrag zur Geschichte der prähistorischen Wissenschaft; in: Mannus 1, 1909, S. 124—126; S. 125. Die Übersetzung des Zitats stammt von 1810.

Andere haben schon früher den wahren Sachverhalt erkannt oder doch vermutet. Als nämlich 1529 während einer Kirchenvisitation, an der auch Martin L u t h e r teilnahm, bei Sitzenroda in Thüringen mehrere Töpfe freigelegt worden waren, hielt man die Angelegenheit doch für so wichtig, daß man eigens eine Gutachterkommission bestellte, die zu dem Ergebnis kam: „Man heldet dafür, es sey hiervor etwa ein sepulcrum (= Grab) gewesen.<sup>30</sup>“ Auch 1544, im gleichen Jahr also, in dem Sebastian Münster in seiner „Cosmographie“ die alte Meinung von Longinus neu aufbereitet hatte, sah man die Töpfe schon als Urnen an, wie ein Brief des Breslauer Bürgers U b e r aus jenem Jahr verrät.

Auch Petrus A l b i n u s , der übrigens die erste systematische Ausgrabung nebst genauem Grabungsbericht gemacht hatte<sup>31</sup>, hat sich der neuen und richtigen Meinung angeschlossen. In seiner 1589 erschienenen „Meißnischen Land- und Bergchronika“ teilt er weitere Einzelheiten über die Vorstellungen des Volkes von den Töpfen mit:

„Die (Lausitzer) seyn der Meinung, da sie nur im Sommer können gegraben werden, derhalben sie außerhalb der Sommerzeit um die 15, 18, 20 Schuch tief in der Erde liegen sollen; im Sommer aber und bald umb Pfingsten nicht über (eine) Eln tief, derhalben sie umb dieselbe Zeit mit Eisengrabstückeln und scheiten hienaus gehen, mit welchen sie einer halben Eln oder tiefer in die Erde stoßen; wenn sie nun fühlen, wo die Töpfe oder gefeße stehen . . . umbgraben sie sie; weil sie aber weich, lassen sie dieselben umbgraben ein weil stehen, bis sie hart werden, sonst kann man sie nicht herausbringen, sondern sie zermalmen sich wie ein Asch.<sup>32</sup>“

In der 1562 erstmals erschienen „Sarepta oder Bergpostill“ des Joachimsthaler Pfarrers Johannes M a t h e s i u s ist sich der Verfasser des Streites der Gelehrten über die Entstehung der Töpfe wohl bewußt: „Man disputirt wol, es sey an dem Ort etwan ein begrebnuß gewesen.“ Doch er entscheidet sich dafür, der alten Meinung den Vorzug zu geben, denn der Auffassung, daß es sich um Graburnen handele, widerspreche, daß sich über ihnen ein Hügel wölbe, so als sei die Erde schwanger. Und er schließt: „Daher laß ichs natürliche, ungemachte und von Gott und der natur gewirckte töpffe sein.<sup>33</sup>“

Mathesius erwähnt ferner, daß jene der beiden streitenden Parteien, die die Tongefäße als menschliche Hinterlassenschaft deutete, die einstige Funktion der Töpfe in zweifacher Weise erklärte: die größeren seien alte Urnen, die kleinen aber seien „threntöpflein, darin man der weinenden ze-

30 G u m m e l (wie Anm. 5) S. 11; S t e m m e r m a n n (wie Anm. 5) S. 71; F r a n z (wie Anm. 27) S. 18 f.; zugrunde liegt Georg M ü l l e r : Ein Urnenfund im 16. Jahrhundert; in: Neues Archiv für sächsische Geschichte und Altertumskunde 11, 1890, S. 156.

31 Der Bericht über diese Hügelgrabuntersuchung in Sachsen 1587 bei H e ß v o n W i c h d o r f f (wie Anm. 29) S. 125 f.

32 Zitat nach Karl Hermann J a c o b - F r i e s e n : Grundfragen der Urgeschichtsforschung. Stand und Kritik der Forschung über Rassen, Völker und Kulturen; Hannover 1928; S. 10.

33 Zitate nach F r a n z (wie Anm. 27) S. 13. — Die Bemerkung zu den Hügeln, die sich über den Gefäßen wölben, ist eine recht interessante Erklärung für die Entstehung von Hügelgräbern, denn solche sind hier gemeint; dazu und zur Deutung von Hügelgräbern im frühen und hohen Mittelalter Klaus S i p p e l : Die Kenntnis vorgeschichtlicher Hügelgräber im Mittelalter, in: Germania 58, 1980, S. 137—146.

her (= Zähren, also Tränen) gefasset habe.“ Man betrachtete also die kleineren Gefäße als Behältnis für die Tränen der Hinterbliebenen, als Tränenkrüge.<sup>34</sup>

War man im 16. Jahrhundert noch vielfach ratlos, ob die Urnen nun Erdgewächse oder Menschenwerk seien<sup>35</sup>, so scheinen die gelehrten Schreiber des folgenden 17. Jahrhunderts sich einig zu sein: für den böhmischen Jesuiten Bohuslav B a l b i n sind die Gefäße noch 1679 Naturgebilde, für Johann Heinrich S e y f r i d 1694 „selbstgewachsene Häfen“.<sup>36</sup> Doch die Schreiber sind vielfach nur Abschreiber — Seyfrid zehrt offenbar von dem über hundertjährigen Wissen des Petrus Albinus — so daß in ihren Werken möglicherweise längst Überholtes aufgewärmt wurde. Im übrigen ist wohl L. F r a n z zuzustimmen, daß in bezug auf die Gefäßfunde die richtige Anschauung trotz der Meinungen vieler Gelehrter bereits weitverbreitet gewesen ist. Der bereits erwähnte Bericht der Gutachterkommission von 1529 und der Brief Übers von 1544 waren sicher dem allgemeinen Wissensstand der Zeit nicht allzuweit voraus.

Doch die kritische wissenschaftliche Beweisführung, daß die mittlerweile zuhauf gefundenen Tongefäße nicht Erd- sondern Töpfererzeugnisse sind, erfolgt erst 1702; in seinem Buch „Cimbrische Heyden-Begräbnisse“ führt der Apenrader Probst Trogillus A r n k i e l aus:

„Es stehen theils in den Gedancken, ob solten die Zwerge oder unterirdische Männlein dergleichen Gefässer gebrauchen, auch ihren Verstorbenen mitgeben, zu ihrem beliebigen Dienst anzuwenden. Aus dem Aberglauben werden dieselbe Zwerg-Töpffe genandt . . . Ist eine gemeine Fabel, bedarff keiner Wiederlegung. Andere erachten, ob solten diese Grab-Töpffe Erd-Gewächse von Gott und der Natur also formiret seyn, und dieselbe insonderheit im May-Monath sich herfür thun, da die Erde schwanger sey und diese Töpffe gebiehren soll, wie Münsterus vermeynt: In Pohland, sagt er, findet man in der Erden Häfen, die sind von der Natur formirt, und so man sie aus dem Erdreich zeucht und trocknet, sind sie wie andere Häfen oder Töpffe . . . Allein diese Meynung hat gar keinen Grund: denn diese Krüge nicht allein im May-Monath sondern auch die gantze Zeit von dem Frühling an, da die Erde sich eröffnet, biß in den Herbst, ja auch mitten im Winter, da Frost und Kälte es nicht hindert, in der Erden gefunden und außgegraben werden. Zudem sind diese Krüge nicht eben von der Arth des Erdreichs, da sie stehen, sondern gemeinlich von Thon. Da sie nun natürliche Erd-Gewächse seyn solten, müsten sie von der Natur der Erden seyn, wie der Grund ist, da sie gefunden werden. Allein die Erfahrung bezeuget, daß diese Krüge mehrentheils von Thon, theils auch Steinern oder von Glaß oder Marmor seyn. Also sind diese Krüge nicht

34 F r a n z (wie Anm. 27) S. 13. — Entsprechendes auch bei Paul S a r t o r i: Die vorgeschichtlichen Graburnen im Volksglauben; in: Mannus Ergänzungsband 6, 1928 (= Festgabe für Gustav Kossinna) S. 293—298; S. 298: „So wird auch von den wendischen Lutchen erzählt, wenn sie ihre Toten verbrannt und in der Erde beigesetzt hätten, so hätten die nächsten aus der Freundschaft sich solche Näpfchen unter die Augen gehalten, die Tränen darin aufgefangen und sie um die großen Töpfe herumgesetzt.“

35 1572 schreibt Leonhard T h u r n e y s s e r z u m T h u r n, Leibarzt des brandenburgischen Kurfürsten: „ . . . so kommen diese Haefen her wo sie wollen.“ ( G u m m e l, wie Anm. 5, S. 13.)

36 F r a n z (wie Anm. 27) S. 14f.

von der Natur sondern von des Töpfers Hand formirt und gebrandt wie sonsten andere Krüge und Töpfe . . . Der rechte Ursprung dieser Todten-Töpfe ist aus dem Heydenthumb her, da man die verbrante Todten-Gebein und Asche eingeschüttet und verwahret. Es sind diese Grab-Krüge theils von acht hundert bis tausend Jahren, theils andert-halb tausend Jahren, ja gar von der Zeit der Geburth Christi her alt.”<sup>37</sup>

Doch Arnkiels Worte verhallten zum gut Teil, ohne daß sie gebührend berücksichtigt wurden; so schreibt 1714 der Gießener Professor Bernhard *V a l e n t i n i* zwar an einer Stelle seines umfangreichen Werkes „*Museum Museorum oder vollständige Schaubühne frembder Naturalien*“ von den „*Urnis oder Aschentöpfen der alten Heyden*“, an anderer Stelle jedoch räumt er ein, daß man auch „*natürlich formirte ollas (= Töpfe)*“ finde. Und gar 1816 soll in einem polnischen Werk noch die alte Mär von den selbstgewachsenen Töpfen wiederholt worden sein.<sup>38</sup>

Die Deutung der Tongefäße als Erdgewächse war indessen offenbar nur in gelehrten Kreisen üblich; die Bevölkerung auf dem platten Lande teilte diese mitunter spitzfindigen Erklärungen nicht, sondern hatte sich eigene zurechtgelegt. So meinte man denn, die Töpfe seien Zwergengeschirr. Im Spreewald glaubte man, daß, als das Christentum eingeführt wurde, die Zwerge in ihr Geschirr hineingekrochen und darin gestorben seien. An den kleinen Knochen in den Gefäßen könne man sehen, wie klein sie gewesen seien und an den kleinen Henkeln — gelegentlich findet man tassenartige Beigefäße — Welch kleine Finger sie gehabt hätten.<sup>39</sup>

In anderen Gegenden waren im Volksglauben die vorgeschichtlichen Urnen Gefäße, in denen die Asche verbrannter Hexen verscharrt worden war, anderswo wiederum hielt man sie für Behältnisse, in die böse Geister eingesperrt und die sodann in die Erde versenkt worden waren. Man hütete sich deshalb davor, die Töpfe zu zerschlagen und so den Unhold zu befreien. Hier und da war indessen das Gegenteil der Fall: aus Furcht vor Heimsuchung von einer Person, deren Asche in ihr enthalten war, zertrümmerte man die Urnen und versteckte die Scherben sorgsam. Eine ähnliche Vorstellung liegt folgender Begebenheit zugrunde: in Lintern, Kr. Bersenbrück, fand ein Bauer auf dem Goldberg eine Urne, nahm sie mit nach Hause und stellte sie auf der Anrichte auf; des Nachts glaubte die Frau einen Heidenlärm zu hören, und um sie zu beruhigen, mußte der Mann mitten in der Nacht die Urne forttragen und zertrümmern.<sup>40</sup>

Dort wo die Gefäße nicht zerschlagen wurden, dienten sie ihren abergläubischen Besitzern bald in der vortrefflichsten Weise. Man war überzeugt, daß Milch, die in den Urnen aufbewahrt wurde, mehr Sahne und Butter ergebe; wenn man Hühner daraus saufen lasse, so würden sie fett und niemals krank werden; schütte man das Korn vor dem Aussäen hinein, so gebe es eine reichlichere Ernte. Und von einem Acker, auf dem stets

37 *Trogillus Arnkiel*: Cimbrische Heyden-Begräbnisse etc., in: *Ders.*: Ausführliche Eröffnung etc.; Hamburg 1702; S. 289; vgl. *Jacob-Friesen* (wie Anm. 32) S. 105 f. und *Franz* (wie Anm. 27) S. 16 f.

38 *Franz* (wie Anm. 27) S. 18.

39 *Sartori* (wie Anm. 34) S. 296; dort auch die Belege für das Folgende.

40 Ebd. S. 295.

eine Unzahl kleiner Scherben von zerstörten Grabgefäßen lag, behauptete der Besitzer, daß dort, wo sich diese Scherben befänden, der Boden merklich fruchtbarer sei als da, wo sie fehlten — eine Beobachtung, die sicher mühelos erklärt werden kann.

Schließlich dienten, ähnlich wie Donnerkeile und Regenbogenschüsselchen, die Scherben von vorgeschichtlichen Tongefäßen auch als Heilmittel. Der bereits genannte kurfürstliche Leibarzt **T h u r n e y s s e r z u m T h u r n** war sich zwar 1572 nicht im klaren darüber, ob er die Tongefäße für natürliche oder künstliche Gebilde halten sollte, doch benutzte er ihrer zerstoßenen Scherben jedenfalls zum Auflegen auf Wunden. Und **A r n - k i e l** berichtet: „Es hat Herr Hanß Fabian . . . mir Anno 1695 zu Schließwig erzählt, daß ein Artzney Doctor aus Holland dem Friedrich Heydmann zu Barchstet versprochen, für jeden Grab-Krug einen Ducaten zu geben, so er zur Arzeney gebrauchen wolte.“<sup>41</sup>

Man sieht, die Medizin ist bis heute ein gutes Stück vorangekommen in ihrer Wissenschaft. Ebenso die Vorgeschichtsforschung.

Der heutige Ortsteil Viebach der Gemeinde Wehrthal entstand auf Grund einer Barchsteter vom 6. 13. 1935 durch Zusammenlegung der bis dahin selbständigen Gemeinden Wippersdorf und Bergsdorf. Die neue Gemeinde gab sich den Namen Viebach nach dem Ort durchfließendes Bach. Martin Barchsteter bei seiner Namenswahl in Hinblick auf die benachbarte Dorfbesiedlung Viebach, die ursprünglich Bergsdorf hieß, hat er noch nicht einmal berücksichtigt, daß der durch die Gemeindegrenzen Bergsdorf und Wippersdorf fließende Bach ursprünglich gar nicht Viebach hieß. In der Kreisbeschreibung der Dorfschaft Wippersdorf aus dem Jahre 1773 heißt es, daß der durch Wippersdorf fließende Viebachbach der gleiche Acker dem J. Me. Lauer von Aumburg gehörte, welcher stark wäcker, welches von Göttersdorf herüber kommt und aus dem Meißnerischen Krameloberbergwerk seinen Ursprung, Mineral und absonderlichen Lauge durch die Wäckerung bedeckt und die darunter befindliche Asche die Barchsteter, seiner durch die Wäckerung Viebach der wäcker letzten Grunde es den Namen Viebach erhielt, was da über auf Reichensachsen nicht und ist, was in den vorerwähnten Wäckerbach überfließt, d. h. in die Weite einmündet, die der heutigen Gemeinde Wehrthal den

41 Wie oben Anm. 37.